

*Pfrn. i.R. Angelika Obert*  
[mail@angelika-obert.de](mailto:mail@angelika-obert.de)

---

**Montag, 11. Juni 2018**

Auf dem Weg zum Sport kommt Elke an einem Spielplatz vorbei. Sie hört Kinderstimmen, sieht junge Mütter, die auf den Bänken am Rand miteinander plaudern. Der Anblick versetzt ihr einen Stich: „Und ich?“, denkt sie, „Warum habe ich kein Kind? Warum finde ich nicht den richtigen Partner?“ Elke grollt mit ihrem Leben, das ihr so viel vorenthält. Verbissen schwingt sie sich auf's Laufband, immer noch in Gedanken bei dem, was ihr alles fehlt.

Aber Jenny, die auf der Bank am Spielplatz über ihre beiden Mädchen wacht, ist auch nicht glücklich. Sie sind so öde, die langen Stunden zwischen Rutsche und Schaukel, die Müttergespräche auf der Nachbarbank. Wie sehr wünscht sie sich endlich mal wieder einen freien Nachmittag. Wie toll wäre es, wenn sie mal wieder zum Sport gehen könnte. So haben sie alle beide, Elke und Jenny, den Kopf voll trüber Gedanken: Etwas fehlt in ihrem Leben – und dieses Fehlende beschäftigt sie tausend Mal mehr als das Vorhandene. Aber davon kann wohl jede und jeder auch eine eigene Geschichte erzählen: wie die Gedanken oft so endlos um das kreisen, was mir fehlt, was ich nicht kann, nicht bin, nicht habe. Eine dunkle Wolke in meinem Gehirn, die tiefe Schatten wirft auf das, was ich nun doch gerade kann, bin und habe. Was ich genießen könnte, wenn ich nicht über das Fehlende nachgrübeln müsste. Den Sport oder den Spielplatz. Den Freiraum oder das Eingebundensein.

Vielleicht ist es menschlich, dass wir das Fehlende oft viel schärfer empfinden als das, was gerade da ist. Es lässt uns ein Pickel am Kinn ja auch manchmal vergessen, dass drumherum noch ein ganzes Gesicht ist. Das Störende und das Fehlende – es drängelt sich immer vor. Aber wenn ich dabei verweile, ist das ja auch wie ein Nein-Sagen: Nein zu meinem Gesicht, nein zu meinem Leben, nein zu diesem Tag. Nein, ist mir nicht gut genug.

Vielleicht ist das menschlich. Klug ist es nicht. Klug wäre es wohl eher: Das wahrzunehmen, was da ist. Meine Lebensmöglichkeit heute. Drastisch rät dazu der 90. Psalm in der Bibel, wo es heißt: „Gott, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ Oder anders übersetzt: „Unsere Tage zu zählen, das lehre uns, damit wir ein weises Herz erlangen.“ Zu kostbar ist jeder Lebenstag, um nur im Unmut über das Fehlende verbracht zu werden.

*Pfrn. i.R. Angelika Obert*  
[mail@angelika-obert.de](mailto:mail@angelika-obert.de)

---

**Dienstag, 12. Juni 2018**

„Ich danke Gott und freue mich, wie's Kind zur Weihnachtsgabe,  
dass ich bin, bin! Und dass ich dich, schön menschlich Antlitz habe.“

Wer schreibt denn so etwas? Wer ist vergnügt – ohne Lottogewinn, ohne  
Urlaubsaussicht? Wer denkt beim Blick in den Spiegel, dass ihm ein „schön menschlich  
Antlitz“ entgegenblickt?

Ein Journalist war's – vor bald 250 Jahren. Angestellt bei einer Kleinstadtzeitung,  
zuständig fürs Vermischte. Kein Workaholic. Eher faul. Des Morgens trieb es ihn nicht ins  
Büro, sondern zu einem ausgedehnten Spaziergang: den blank geputzten Himmel zu  
begrüßen, den Vöglein zu lauschen und den Flieder zu bewundern. Dann blieb er auch  
mal stehen zum Schwatz am Gartenzaun oder schaute den Kindern beim Spielen zu, die  
nicht weniger lieblich anzusehen waren als der Flieder. Und wenn er dann wieder so vor  
sich hinging voller Wohlgefühl, kam's ihm in den Sinn: Wie gut es ist, da zu sein – als  
Menschenkind doch ein gewisses i –Tüpfelchen der Schöpfung, schon weil man das alles  
betrachten und besingen kann: Ich danke Gott und freue mich, dass ich bin! Behaglich  
brachte Matthias Claudius später zu Papier, was ihm beim Schauen so durchs Gemüt  
gegangen war. Er ist nicht schlecht damit gefahren. Wir kennen ihn heute noch.  
Obwohl sich in den letzten 250 Jahren ja wahrhaftig viel geändert hat. Aber nicht alles.  
Auch heute noch ist der Himmel an Frühlingstagen blank geputzt, singen die Vögel, blüht  
der Flieder, spielen die Kinder. Auch heute noch kann ich das alles sehen und finde es ja  
auch schön: das gute Wetter, die linde Luft, den blühenden Busch. Aber das Schönfinden  
geschieht eben so nebenbei – wie etwas, das gar nicht so wichtig ist. Der blaue Himmel  
bewegt mich vielleicht nur zu der Frage, was ich heute anziehe und ob die Schuhe dazu  
passen. Und dann flitze ich los und muss schon in der Bahn das iPhone zücken, um meine  
Mitteilungen in die Welt zu senden. Im Büro kommt der graue Sonnenschutz vors Fenster,  
damit der Bildschirm des Computers nicht blendet. Denn da gucke ich jetzt mal den Tag  
über hin und nirgends sonst. Wie soll ich nun noch ans schöne menschliche Antlitz denken  
und überhaupt: dass ich bin – bin von Kopf bis Fuß? Um mich darüber zu freuen, müsste  
ich mir wohl viel mehr Zeit nehmen fürs Schönfinden von Himmel und Erde. Es ist eben  
doch wichtig.

*Pfrn. i.R. Angelika Obert*  
[mail@angelika-obert.de](mailto:mail@angelika-obert.de)

---

**Mittwoch, 13. Juni 2018**

Wenn's um Geld geht, ist Klugheit gefragt. Wie lege ich es richtig an? Aktien, Gold, Immobilien? Die sichere Geldanlage – jeden Tag wird sie uns in den Medien nahegelegt. Offenbar gibt es viele Menschen, die Geld übrig haben. Jedenfalls sollen wir alle in der Überzeugung leben, dass Geldanlagen ein sehr wichtiges Thema ist.

Dazu gibt es einen Text aus dem Lukasevangelium, der selbst die Frömmsten erst mal irritieren muss. Jesus stellt seinen Anhängern einen Geschäftsführer vor Augen, Verwalter eines sehr großen Vermögens. Vielleicht hat er nicht gut gearbeitet, vielleicht stehen auch neue Strukturmaßnahmen an. Jedenfalls – sein Posten ist in Gefahr, ihm droht die Entlassung. Nun könnte er ja nochmal richtig Druck machen, die fälligen Kredite einfordern, um zu beweisen, dass er ein Topmanager ist. Aber irgendwie ist ihm das zu unsicher. Wo soll ich denn hin, fragt er sich, wenn ich den Job doch verliere? Und so geht er hin und fälscht die Schuldscheine, erlässt den Schuldnern die Hälfte ihrer Verpflichtungen. Sie werden mich aufnehmen, denkt er, sie sind mir zu Dank verpflichtet. Eine unmoralische Geschichte. Man kann sich darüber ärgern, wenn man Jesus keinen Humor zutraut. Aber den hat er eben doch, wenn er dann erklärt: Das kommt doch vor, dass reiche Leute sich mit Geld Freunde machen. Und was das angeht, sind sie klug. Klüger als ihr, die ihr ängstlich auf eure paar Groschen starrt und über eure kleinen Sparbeutel wacht. Ihr glaubt immer, eure Zukunft hinge davon ab, was auf der hohen Kante zu haben. Macht euch lieber Freunde mit der Knete. Bezieht euch auf Menschen, nicht auf's Geld, wenn ihr gut leben wollt.

Eine ganz kleine Geschichte bloß, in der es gar nicht um die große Politik geht. Nur um meine eigene Haltung mitten in dem ganzen Tanz um's Geld, um die Einsicht: Du musst dich von der Logik des Geldvermehrung nicht beherrschen lassen, du kannst immer noch anders leben. Investiere in Freundschaft, nicht in Aktien.

Ich kenne eine Frau, die nutzt ihre Erbschaft, um eine Familie in Afrika zu unterstützen. Sie bezahlt die Ausbildung für alle Kinder. Und wirklich, sie wird geliebt – sie hat da in der Ferne Freundinnen gewonnen, bei denen sie so gut wie zu Hause ist.

*Pfrn. i.R. Angelika Obert*  
[mail@angelika-obert.de](mailto:mail@angelika-obert.de)

---

**Donnerstag, 14. Juni 2018**

„Es war Morgen und die neue Sonne flimmerte golden über dem Wellengekräusel der stillen See. Von einem Fischerboot (..) wurden die Netze ausgeworfen. Blitzschnell verbreitete sich die Nachricht in der Luft und lockte einen Schwarm Seemöwen an. Tausende flitzten hin und her und balgten sich kreischend um ein paar Brocken. Ein Tag voller Geschäftigkeit begann...“<sup>1</sup> So beginnt Richard Bach's Geschichte von der Möwe Jonathan, die vor 40 Jahren sehr berühmt war, jedenfalls im Westen, denn Jonathan ist eine amerikanische Möwe.

Während der Schwarm sich auf die Brocken stürzt, zieht der kleine Jonathan abseits seine Kreise. Weil er gerade das Schweben übt. Zwischendurch auch mal absackt, was für einen Vogel sehr peinlich ist. Aber Jonathan will nun mal wissen, was er mit seinen Flügeln alles anstellen kann. Er möchte die Kunst des Fliegens verstehen. „Wozu soll das gut sein?“ schimpfen die andern Möwen. „Unsere Flügel sind dazu da, um die Brocken vor den Booten zu erwischen. Effektiv und ohne Risiko.“ Jonathan wird mehrfach ermahnt, sich gefälligst schwarmgerecht zu verhalten, loyal gewissermaßen. Aber er kann's nicht, es verlockt ihn einfach zu sehr, immer neue Schwünge auszuprobieren. Und so allmählich kriegt er den Dreh raus. Ha, denkt er, wie ist das herrlich, schön zu fliegen! Jetzt werden die andern es mir doch nachmachen wollen. Das wollen sie aber nicht, sie stoßen ihn aus dem Schwarm aus.

Und dann geht es ziemlich esoterisch weiter. Auf immer höheren Ebenen der Flugkunst, bis Jonathan schließlich erkennt, dass er eine „vollkommene, durch nichts beschränkte Möwe“ ist. Am Ende ist er ein erleuchteter Möwen-Guru. Da merkt man, es ist eine Geschichte aus den 70er Jahren, als Viele nach Indien pilgerten und die Beatles „Lucy in the sky with diamonds“ sangen. Schon komisch, wie selbstgewiss man damals der Erleuchtung auf der Spur war. Die meisten sind dann doch im Schwarm gelandet und haben die Möwe Jonathan vergessen.

Sie muss ja auch außen vor bleiben in einer Welt, in der es vor allem darum geht, dem Ideal des Schwarms zu entsprechen, sich gut zu verkaufen. Aber gerade darum denke ich manchmal noch an Jonathan, von dem ich seinerzeit gelernt habe: Was den Gebrauch der Flügel angeht, ist der Schwarm immer ein bisschen kurzsichtig.

---

<sup>1</sup> Richard Bach, Russell Munson, Die Möwe Jonathan, Ü. Jeannie Ebner, Ullstein 1972, 5 Zeilen

*Pfrn. i.R. Angelika Obert*  
[mail@angelika-obert.de](mailto:mail@angelika-obert.de)

---

**Freitag, 15. Juni 2018**

In der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche drängeln sich die Touristen gleich am Eingang. Weiter müssen sie nicht, denn die goldene Christusfigur über dem Altar können sie von hier aus schon gut fotografieren. So recken sie kurz ihre Smartphones in die Höhe und verschwinden wieder. Auf dem Platz vor der Kirche tummelt sich eine kichernde Mädchenschar. Sie haben das Smartphone auf eine Art Besenstiel geschraubt und sind schwer damit beschäftigt, allerhand Gruppenselfies zu knipsen. Klar, wenn man auf Reisen ist, möchte man Fotos mitbringen. Aber so viele? Von der goldenen Christusfigur gibt es im Internet gute Bilder, man müsste sie gar nicht selber machen. Und die immer gleichen Selfies – wozu sind sie gut?

Es scheint, als ersetze das Fotografieren das Angucken, das Selfie-Knipsen das Erleben der Stadt. Das Bild, das ich speichern kann, beweist, dass ich da gewesen bin. Vielleicht haben wir ja tatsächlich das Gefühl, dass die Bilder wirklicher sind als wir selbst.

Zumindest, dass sie unser Leben haltbarer machen. Schließlich - im Kopf bleibt ja nicht viel hängen. Vor allem, wenn ich mich schwer damit tue, mein Auge mal ruhen zu lassen und vor einem Anblick zu verweilen. Und damit tue ich mich wirklich schwer. Auch ich renne ja etwas konfus durch Museen und Sehenswürdigkeiten und kaufe am Ende ein paar Karten, damit ich was Dingfestes habe, was bleibt.

Obwohl ich nicht recht glaube, dass ich hochbetagt meine Zeit damit verbringen werde, Tausende alter Urlaubsfotos und Postkarten anzugucken. Und dass meine Nachfahren alles liebevoll aufheben werden: „Sieh nur, wo die Ur-Oma alles gewesen ist!“

Nein, der Drang, den Augenblick festzuhalten, ist irrational. Ich sollte mich wohl mit dem Gedanken anfreunden, dass ich vom Fotografieren nicht unsterblicher werde. Dass ich mein Dasein nicht festhalten kann. Und gerade darum käme es ja darauf an, im Augenblick ganz da zu sein. Dass die paar Minuten im blauen Licht der Gedächtniskirche mir gehören und nicht der Kamera. In so einem Augenblick, in dem ich mal einfach nur da bin, kann sich ja eine kleine Ewigkeit auftun.

„Herr, lehre uns bedenken, dass wir sterben müssen, auf dass wir klug werden.“ heißt es in den Psalmen. Und das ist wohl auch gemeint: Lehre uns bedenken, dass es auf's Festhalten viel weniger ankommt als aufs Dasein.

*Pfrn. i.R. Angelika Obert*  
[mail@angelika-obert.de](mailto:mail@angelika-obert.de)

---

**Sonnabend, 16. Juni 2018**

„Ein Tag, der sagt's dem andern, mein Leben sei ein Wandern zur großen Ewigkeit.“<sup>2</sup>

Das klingt nach Kirchenlied, und aus einem Kirchenlied kommt es auch. Gedichtet von Gerhard Tersteegen im 18. Jahrhundert. Manchmal bringen mich solche alten Verse auf neue Gedanken. Die Vorstellung, dass mein Leben ein Wandern sein könnte zur großen Ewigkeit – die finde ich schön.

Von selbst fällt mir das ja nicht unbedingt ein. Von selbst denke ich bloß daran, dass ich nachher auf den Markt will und heute Nachmittag endlich den Rasen mähen. Und morgen wird gegrillt. Und Montag wieder zur Arbeit. Es gibt immer was zu tun und oft genug immer dasselbe. Von selbst würde ich wohl denken: Ein Tag, der sagt's dem andern, mein Leben ist ein Traben im Hamsterrad – mit kleinen Grillpausen dazwischen. Und Sportschau am Abend. Ich spiele meine Rollen, ich erledige meine Pflichten, ich weiß, wie's geht. Mein Ärger, mein Vergnügen – es läuft allezeit nach den gleichen Muster.

„Mein Leben sei ein Wandern...“ Wenn es ein Wandern ist, dann kreist es nicht. Dann geht es immer weiter, dann kann ich immer noch anders werden, Neues entdecken, Neues sehen und verstehen. Dann bin ich nicht fertig, nur, weil ich 50 oder 60 geworden bin. Und schon gar nicht bereits mit 30 eine gemachte Frau. Eben das will ich dann ja gar nicht sein: fertig, angekommen.

Was brauche ich, um innerlich beweglich zu bleiben? Mit dieser Frage beschäftigt sich ein Bibeltext: das Gleichnis von den klugen und den törichten Jungfrauen. Ein Bild, das Jesus seinen Anhängern vor Augen stellt: Zehn junge Frauen gehen mit brennenden Fackeln einem Hochzeitsfest entgegen. Der Weg ist weit, es kommt zu einer Verspätung. Einigen von den Mädchen geht unterwegs das Öl aus, ihre Fackeln verlöschen. Die andern haben sich klugerweise Öl mitgenommen. Sie kommen mit brennender Fackel an auf dem Fest. Dein Leben sei ein Wandern...mit brennender Fackel. So verstehe ich dies Bild. Aber das Öl, das die Fackel bis zum Schluss am Brennen hält, was mag das sein? Was sollte ich mir bewahren? Jesus erklärt es nicht. Er sagt nur: „Bleibt wach!“